

WIE GOTT IN FRANKREICH

Lusía Costa Gomes

Als Carlos zur Praça João do Rio kam, schlief Janeiro noch. Dann wachte er auf und reckte sich, wie nur Janeiro es vermochte, von innen und von außen und von oben nach unten, wobei er sich an den verborgensten Stellen kratzte, sich wälzte und leise vor sich hin fluchte.

„Na?“ fragte er, nachdem er damit fertig war.
„Nichts“, antwortete Carlos.

Janeiro zog den Rest eines Kamms aus der Tasche, fuhr sich damit durch die vier Haare und stand auf, bereit, den Tag zu beginnen.

„Drauflosgehen“, sagte er zu Carlos, der den Kopf hängenließ, „frontal drauflosgehen, frontal, das ist das Wort, und mit erhobenem Kopf. Schau dir nur all diesen Raum an, Carlos, was könnte man hier nicht alles bauen. Wohnhäuser, Wolkenkratzer, wie man zu meiner Zeit sagte, Schwimmbäder auf den Dächern. Die Zukunft lächelt uns zu, die Zukunft gehört uns, die Zukunft schuldet uns viel. Das ist Spekulation, ohne Zweifel, du magst das spekulativ finden, aber was ist nicht spekulativ? Was vorbei ist, ist vorbei, vorwärts, auf die Zukunft müssen wir setzen.“

Sie machten sich auf den Weg. Carlos ließ Janeiro aus Respekt rechts gehen und hörte ihm zerstreut zu, denn er war in Gedanken und achtete mehr auf die Steine des Gehsteigs. Plötzlich bückte er sich, um eine Kippe aufzuheben.

„Von der Vorsehung gesandt“, sagte Janeiro und nahm sie ihm weg. „Die erste des Tages, die, die uns am besten schmeckt. Weißt-du, was die Vorsehung ist? Die Leute gehen vorbei, und da liegt sie, das ist Vorsehung.“

Er blieb stehen, um einen Mann um Feuer zu bitten; der überließ ihm die Streichholzschachtel, die er ihm mit zwei Fingern reichte, und ging ohne sich umzublicken weiter. Und so kamen sie zur Praça do Império.

Auf der Esplanade des Cafés blieb Janeiro diskret an der Straßenecke stehen, während Carlos sich vorwagte und zu betteln begann. Janeiro betrachtete die Rasenfläche ihm gegenüber, und da sie ihm gewaltig vorkam, stellte er sich große Dinge vor. Dann kam der Partner zurück und lieferte ihm seinen Anteil ab, den er vorsichtshalber nachzählte, und während sie Seite an Seite weitergingen, winkte Janeiro von weitem seinen Kontaktleuten zu, zwei großzügigen Kellnern, die bei den nicht sonderlich gern gesehenen Aktivitäten ihres Schützlings beide Augen zudrückten.

„Senhor Janeiro“, sagte der Schüchterne endlich, „es geht um meinen Onkel.“ „Wie, dein Onkel? Schon wieder dein Onkel?“ „Ja, mein Onkel, der in Chelas lebt, der, der die Werkstatt hat. Er sagt, daß er mir Arbeit gibt, er ist krank und hat keine Kinder, er hat sogar ein Bett dort, das er mir untervermietet. Ich wollte Sie bitten, daß ich bei ihm...“

„Arbeiten?“ entrüstete sich der Meister. „Du willst in einer Werkstatt arbeiten?“ „Das würde mir nichts ausmachen.“ „Und er bezahlt dich, dein Onkel in Chelas?“ „Viel ist es nicht, viel nicht...“, jammerte Carlos, der schon ahnte, daß Janeiro seinen Anteil verlangen würde.

„Aber wie soll das denn gehen, mein Sohn? Das kann ich nicht! Wie soll ich das machen?“ sagte Janeiro schließlich. „Nach Chelas ziehen, so weit vom Zentrum entfernt! Wenn du mir sagen würdest, ich gehe zum Paço do Lumiar, ich gehe zum Parque dos Principes, ja, das würde sich lohnen, das sind Namen, die was hermachen, ich geh zur Quinta das Mil Flores! Das sind Namen! Aber uns geht's doch gut, Carlos, und es wird uns noch besser gehen, das ist ja das Paradoxe! Schau dir nur diese Prachtstraße an, diesen offenen Raum, was willst du mehr?“

„Es ist sehr kalt, Senhor Janeiro.“ „Das ist es doch nur im Winter, und der Winter geht schnell vorüber.“ Aber im Freien schlafen, Senhor Janeiro, bei meinem Husten ...“

Janeiro gefiel dieses Gespräch nicht, das Carlos von Zeit zu Zeit einfädelt, um ihn aus der Ruhe zu bringen. Auf den weinerlichen Ton des Burschen reagierte er ungeduldig, er hatte Lust, ihn wegzujagen, wenn er sich ihm näherte, um mit ihm zu sprechen, und dabei mager wie ein Hund hinter ihm her trabte.

„So viele tolle Sachen, die Typen da draußen zahlen uns alles, sie schicken uns die Knete für dies und das, man muß bloß den Mund aufmachen, und schon: da, nehmt, für die Brücken, und da, für die Straßen. Und der fängt zu plärren an! Manche Leute wissen wirklich nicht, was für ein Glück sie haben!“

Carlos klebte gerade am Schaufenster eines Möbelgeschäfts, das ein Ehebett mit einer geblühten blauen Decke zeigte, dessen Kopfteil aus dunklem Holz eine Unmenge gedrehter Windungen und Rundungen aufwies.

„Jetzt oder nie haben wir unsere Chance, Carlos! Die Stunde ist gekommen, wie der Dichter sagt! Sie schulden uns viel, schließlich haben wir doch die Welt entdeckt, und sie leben alle auf unsere Kosten, essen von unserem Brot! Aber das wird sich ändern, und ob! Von jetzt an, Carlos, du wirst sehen, werden wir wie Gott in Frankreich leben!“

Sie blieben vor einer Bank stehen, erschlagen vom Luxus, von der Pracht, von der Harmonie, die sie ausstrahlte. Janeiro war bewegt, während Carlos seine Arbeit ohne Unterbrechung fortsetzte und mit den Augen nach Kippen und anderen Resten auf dem Gehsteig suchte.

„Sieh dir diese Schönheit an, Carlos“, sagte Janeiro, „das ist etwas Wunderbares, das ist unsere Freiheit. Natürlich ist das sehr spekulativ, ich gebe es zu, aber es ist unsere Freiheit. Und wir haben ein Recht darauf, tatsächlich ein Recht darauf, und wenn wir es nicht haben, dann nur, weil wir nicht wollen, denn wollen heißt können, und wir können. Wir waren groß, wir sind groß, und wir werden größer sein, denn jetzt lebt es sich gut, aber es wird noch besser, das ist das Paradoxe. Das spekulative Paradoxe sozusagen. Denn wir haben ja die Infrastrukturen, oder etwa nicht, Carlos? Haben wir sie oder haben wir sie nicht? Können wir was auf die Beine stellen oder nicht? Am Willen fehlt es nicht, an Projekten auch nicht, es fehlt uns an nichts! Hier liegt unsere Zukunft, Carlos, es ist unser Land!“

Und er stand da, die Arme zur Avenida Almirante Reis geöffnet, die Brust dem Wind ausgesetzt, der aufgekommener war und herumliegenden Unrat und Staub aufwirbelte.

„Was für ein großes Abenteuer!“

Carlos wickelte sich in seinen Mantel, er sah bereits die Igreja dos Anjos, auf der in regelmäßigen Abständen Tauben saßen, und dachte an die heiße Brühe, aber nichts konnte ihn ermuntern. Am Nachmittag mußten sie von neuem durch die Straßen laufen, mit ausgestreckter Hand, schlurfend, und er mußte Janeiros Begeisterungsausbrüche über sich ergehen lassen.

„Aber Herr Janeiro, Sie müssen ja nicht mit nach Chelas...ich geh allein, ich bringe Ihnen was am Wochenende, an meinem freien Tag...“

„Schon, Carlos, aber wie soll ich die Arbeit machen? Soll ich etwa deine Arbeit machen? Siehst du denn nicht, in was für eine Lage du mich bringst? Habe ich dich nicht hier reingebracht? Bist du nicht zufrieden?“

Immer um diese Zeit wurde Janeiro beinahe menschlich; sanft näherte er seinen schmutzigen Bart Carlos' weinerlichen Augen, legte ihm die Hand auf die Schulter und stellte ihm diese Art von Fragen. Und der Arme spürte, daß man ihn liebte, daß man ihn brauchte, daß Janeiro sterben würde, wenn er nach Chelas ginge.

„Ich könnte nachts zur Arbeit kommen; Senhor Janeiro, ich besorge mir ein Fahrrad und komme.“

An diesem Punkt des klassischen Gesprächs sagte Janeiro regelmäßig, die Nacht sei zum Schlafen da und die Fahrräder seien Parasiten, denn paradoxerweise würde der Mensch die ganze Arbeit machen und sie würden nur die Räder leihen. Diesmal fuhr er anders als sonst fort, ohne seine Wut zu unterdrücken:

„Du bist meine Räder. Ich weiß, wo man hingehen muß, ich kenne die Leute. Ich führe und befehle. Du bist ein Bettler und ein Rotzjunge. Du hast niemanden, und du bist niemand.“

Carlos blieb stehen, als wäre er geschlagen worden. Janeiro regte sich nie auf, es sei denn, er halte gute Gründe dafür, wie das offene Gelände und die künftigen Gebäude, sonst hatte er immer nur schöne Worte und komplizierte Sätze von ihm gehört, von denen er nicht sicher war, ob er sie verstand. Und jetzt sagte er ihm etwas, das der Wahrheit so nahekam, daß es wie Lichtdonner auf ihn niederging und ihn gelähmt und stumm dastehen ließ.

Als sie die Armenküche erreichten, drängte sich Janeiro unter Einsatz der Ellenbogen vor, ließ die anderen schimpfen und trat als erster ein. Carlos blieb zurück, dann nahm er langsam seinen Platz ein und dachte sich mit der schwachen Kraft, die der Hunger ihm erlaubte, neue Formen aus, um Verzeihung zu bitten.

DIE AUTORIN:

Lusía Costa Gomes wurde 1954 geboren. Sie studierte Philosophie an der Universität Lissabon und arbeitet als Gymnasiallehrerin für Philosophie. Sie schreibt Erzählungen, Romane und Theaterstücke.

Die Texte von Manuel Alegre, Jose Rico Direitinho und Lusía Costa Gomes sind der Zeitschrift für Literatur und Übertragung *metaphorá*, 1. Jahrgang, Nr. 1, September 1997, entnommen. Redaktionsadressen: Jost G. Blum, Postfach 1206, D-82178 Puchheim, Michael von Killisch - Hom, Ostermayrstraße 5/ 167, D-80807 München.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 58/59 1999, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>